

Eine Opiumhöhle in China.

Von allen Städten Chinas, so berichtet der „Asiatische Lloyd“, hat Shanghai das größte Opiumschloß. Dasselbe liegt in der sogenannten französischen Anstaltung, etwa einen Steinwurf von den Mauern der Chinesenstadt, in der keine Opiumabgabe besteht darf. Es fällt oft schwer, sich den Weg durch die Menschenmassen zu brechen, welche um das Gebäude herumlagern und die scheinbar allen denkbaren Ständen angehören. Die geeignete Zeit für die Besichtigung des Locals ist der Abend, nachdem alle Lampen angezündet sind, doch muß man einen gefunden Wagen haben, um die Uebelkeit erzeugenden Dünste zu tragen. Die Rauchwolken, das matte Licht der zahlreich farbigen Lampen, die noch zahlreicher auf Bänken ausgestreckt Gestalten mit verzerrten Gesichtern, die sich über die kleinen Flammen beugen, an welchen man die Pfeifen anzündet, reichen aus, um auf einen Reuling den widerlichsten Eindruck auszuüben. Das Innere des Hauses bietet einen eigenthümlichen Anblick. In der Mitte des Erdgeschosses, das so zu sagen einen einzigen großen Saal bildet, hängt eine der schönsten chinesischen Lampen, welche die einheimische Industrie zu fabriciren im Stande war; sie soll mehrere hundert Dollars gekostet haben. Die Decke ist aus reich geschmücktem Holz hergestellt, während die gemalten Wände mit einem eigenthümlich gemalten Marmor ausgelegt sind. Zahlreiche Thüren führen überall in die kleinen Verschlüsse, welche für Raucher bestimmt sind. Dicht am Eingang zum Local steht ein Ladentisch, auf dem sich eine große Anzahl Schachteln mit dem japanischen Wollstoff befindet; etwa ein Dutzend Gefäßchen sind beständige Beschäftigung, diese Schachteln an einen Diener auszuhändigen, welche die Gäste bedienen. Hinter diesem Ladentisch befinden sich ferner die Pfeifen, auf welche sorgfältig acht gegeben wird. Die Raucherzimmer sind in vier Classen eingetheilt. In dem billigsten wird man auf Kulis vorfinden, welche etwa 110 Cash für die gefüllte Pfeife zahlen; in dem nächsten Zimmer Leute, die 120 Cash für die Pfeife vertragen; in der zweiten Classe trifft man wohlhabendere Kleinrentner an, die 130 Cash erlegen, während in dem Zimmer ersten Ranges, dem theuersten, jede Pfeife, die man raucht, 150 Cash kostet. Die Schachteln enthalten fast sämtlich dieselbe Menge Opium, etwa eine Mace Gewicht (ein Zehntel Unze); der Unterschied in der Pfeife ist es hauptsächlich, der den Preis bestimmt. Die besten sind aus Eisenblech gemacht, das Rohr ist oft mit Edelsteinen ausgelegt und kunstvoll geschnitten. Die meisten Raucher liegen in Paaren in einem der Zimmer, die nach der Classe mehr oder weniger gut eingerichtet sind. In den theuersten Räucherzimmern ist die Bank, auf welche sich der Raucher ausstreckt, mit seinem Sammet bedeckt, mit einem Kissen aus demselben Material; das Rückenwerk der Kissen ist mit Perlmutter oder Jade eingelegt; die Wände sind mit chinesischen Kunstschmuckstücken und dergleichen ausgeschmückt. Der Raucher streckt sich auf eine Art von Divan hin, stützt den Kopf auf einen Kloben von Holz, der oft mit Tuch überzogen ist und der eine Höhlung für das Gesicht hat und als Kopfstütze dient. Der Tropfen Opium muß, ehe er in den der Lampe glühend gemachten Pfeifenkopf gelangt, zu einem Kügelchen geformt werden, und dieses Kügelchen ist eine Kunst, zu deren Erlernen eine längere Uebung gehört. Einerseits muß nämlich das Kügelchen so trocken werden, daß es brennt, andererseits aber ist es nöthig, daß der Rauch noch genügend mit dem Alkaloiden durchsetzt ist, welche auf das Gehirn des Rauchers einwirken sollen.

Statistisches von der größten Stadt der Welt.

Wenn man von London spricht, muß man den Mund aufmachen; die Stadt thut nichts nach kleinem Maßstabe. Sie hat einen Flächenraum von 300 Quadratkilometer und zählt jetzt 4,4 Millionen Einwohner, darunter mehr Juden als Palästina, mehr Schotten als Aberdeen, mehr Walliser als Caribbi, mehr Irländer als Belfast. Der Personenverkehr auf den sechs größten Londoner Eisenbahnen beläuft sich jährlich auf 200 Millionen, der auf den Pferdebahnen auf 150 Millionen; die zwei wichtigsten Omnibusgesellschaften befördern weitere 120 — 130 Millionen Personen jährlich und die 11,300 Cab's und Lokalfahrer Londons werden jährlich von 30 Millionen benutzt; im Ganzen beläuft sich daher der jährliche Verkehr auf mehr als 500 Millionen Personen. Und im Jahre 1863 zählte dieselbe Stadt nur 150,000 Einwohner! Die City selbst nimmt nun einen Flächenraum von 160 Hektar ein, wird aber täglich von 70,000 Personen betreten, die Einkommensteuern von 1400 Millionen Mark zahlen. Um den Hunger der Stadt zu sättigen, müssen jährlich vier Millionen Schweine, Küber und Schafe, neun Millionen Kopf Geflügel und Wildpret und 800,000 Ochsen herhalten; dazu kommen noch 131 Tonnen Fische. Diese Mahlzeit wird mit 180 Millionen Liter Bieres, 31 Millionen Liter Weines und 18 Millionen Liter Branntweines hinabgeschluckt. Für einen Zeitraum von 9 Monaten belief sich die Einfuhr von Weizen in den Londoner Hafen auf 10 Millionen Centner, Weizen 4,3 Millionen, Gerste 12 Millionen, Speck 2,4 Millionen Centner, Butter 1,4 Millionen, Thee 140,382,684 Pfund und Zucker 16,4 Millionen Centner. Daß London der

größte Seehafen der Welt ist, scheint selbst wenigen geborenen Londonern bekannt zu sein. 200 Millionen Mark soll werden hier jährlich abgegeben; 10,000 Schiffe fahren hier jährlich ein mit Ladungen im Werthe von 2600 Millionen Mark. Die vier Londoner Docks allein besitzen ein Capital von 400 Millionen Mark. Trotz seiner ungeheuren Größe, trotz des gefährlichen Rebells ist London eine der gesündesten Städte der Welt. In Berlin betragen die Todesfälle im Laufe des Jahres 22,9, in Paris 22,5, in New York 26, in London nur 17,7. Um dieses Ziel zu erreichen, sind aber 90 Millionen Mark für Abzugscanal, 400 Km. lang, ausgegeben worden. Daß die Londoner nach des Tages Mühen auch ihre Vergnügen zu finden wissen, beweist die Zahl der Theater und Zingel-Tempel; der erstere 40, der letztere 30, machen sie alle gute Geschäfte.

Das Thierleben in der Meerestiefe.

Auf dem in Marseille abgehaltenen „Congreß der französischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“ hat der Professor Regnard einen interessanten Vortrag über das Thierleben in der Meerestiefe gehalten, zu dem er umjomehr berufen war, als er die bekannten Forschungsreisen des Prinzen von Monaco mitgemacht und dabei die wissenschaftlichen Versuche geleitet hat. Sonderbar ist es, daß die Wissenschaft bis zum Jahre 1865 das Vorhandensein von Lebewesen in großen Meerestiefen in Abrede stellte, was sie damit begründete, daß kein lebendes Wesen den Druck einer ungeheuren Wasserfülle von 1000 M. und mehr aushalten könne. Da man früher über keine Instrumente zur Untersuchung solcher Tiefen verfügte, hielt man sich an die unannehmbar scheinende Theorie, obgleich schon seit langer Zeit die Fischer von Setubal an der portugiesischen Küste in Unkenntniß aller wissenschaftlichen Theorien in großer Tiefe fischten und sehr ansehnliche Fische zu Tage brachten, eine Thatsache, die erst später bekannt wurde. Als im Jahre 1818 ein englischer Admiral Messungen in großer Tiefe vornahm, war er sehr überrascht, daß das Sentle ein einzelner Polypen an die Oberfläche brachte, der sich mit den Fangarnen an das Vie gelammert hatte. Er berichtete darüber an verschiedene wissenschaftlichen Größen, doch diese gaben einhellig die Erklärung ab, daß der Polyp nicht aus der Tiefe stammen könne, sondern sich während des Herausziehens des Netzes in den höheren Wasserschichten an ihm gefangen haben müsse. Erst 1865 erhielt man einen durchschlagenden Beweis anlässlich des Bruches eines Telegraphenabels, das Marcellus mit Algier verband. Als das abgebrochene, mehrere tausend Meter tiefliegende Ende des Kabels gehoben wurde, fand man, daß sich an ihm zahlreiche Lebewesen anhängen hatten, die unzweifelhaft in dieser Tiefe gelebt haben mußten. Damit war die bisherige Theorie über den Haufen geworfen, und man sich nun mit der Sache näher beschäftigte, stellte sich auch heraus, daß schon etwa 10 Jahre früher ein norwegischer Gelehrter, Michel Sars, durch Untersuchungen in den fjorden das Vorhandensein von Lebewesen in großen Meerestiefen festgestellt hatte, daß aber die Ergebnisse seiner Untersuchungen nicht über Christiania hinausgedrungen waren. Seitdem haben Engländer, Franzosen und Deutsche sehr viele Tiefseeforschungen ausgeführt und das Vorhandensein einer großen und eigenartigen Fauna auf der Meerestiefe festgestellt. Aus dem Vortrage Regnards sei noch erwähnt, daß er Versuche darüber angestellt hat, in welcher Weise Thiere, die für gewöhnlich nur in den oberen Wasserschichten leben, den schweren Druck aushalten, der einer Wasserfülle von mehreren 1000 M. entspricht. Er fand dabei, daß die Thiere bei Verstärkung des Wasserdrucks zuerst in offensbare Aufregung geriethen und dann in eine Art von Ohnmacht verfielen, aus der sie aber wieder zum Leben erwachten, sobald der Druck vermindert oder aufgehoben wurde. Derselben ertragen das Experiment ohne nachhaltige Schädigung ihrer Gesundheit. Als weiteres Ergebnis der Untersuchungen des Prinzen von Monaco berichtete Regnard, daß Thierkörper in großen Meerestiefen der Fäulniß nicht unterworfen sind, sondern sich durchaus frisch erhalten, auch wenn man sie monatelang liegen läßt.

Deutsche Officiere in Chile.

Den genaueren Nachrichten aus Chile zufolge kann es nicht zweifelhaft sein, daß die dortige Congreßpartei ihren völligen Sieg in den Entscheidungskämpfen hauptsächlich deutschen Militärs verdankt. Im chilenischen Heere gab es schon vor dem letzten dortigen Bürgerkrieg deutsche Officiere. Die Congreßpartei aber hatte das große Glück, daß die meisten dieser Männer dieser Partei sich beim Beginn des Kampfes anschlossen. Der Obergeneral der Congreßtruppen, General Canto, ist allerdings, gleich dem unterlegenen Führer der Balmaine'schen Truppen, Barbosa, ein Vollblut-Chilene. Doch Canto war klug genug, nach dem Rathe seiner deutschen Officiere zu handeln, ihnen die Einführung und Einübung deutscher Fechtart unter seinen Truppen zu gestatten und sie das Eingelernte in den entscheidenden Kämpfen verwenden und ausführen zu lassen. Dies gilt besonders von der Infanterie der Congreßtruppen. Aber auch die Artillerie der Congreßpartei hatte vor der des Präsidenten Balmaine den Vortritt deutscher Führung; sie stand nämlich unter der Leitung des früheren deut-

schen Artillerie-Hauptmanns Körner, welcher mit Oberst-Rang Director der chilenischen Artillerieschule war und sich beim Ausbruch der Feindseligkeiten mit allen seinen Leuten den Streitkräften der Congreßpartei anschloß.

Hierbei möge bemerkt werden, daß Körner aus einer eigenthümlichen Veranlassung die Heimath verlassen hatte. Er konnte, um ein junges Mädchen in Berlin heirathen zu können, die nothwendige Heiraths-Caution nicht aufbringen und nahm deshalb das ihm gemachte lodende Anerbieten aus Chile an. Ob er die Braut aus dem „Rheinischen Hof“ dann hat nachkommen lassen, wissen wir nicht.

Schon in den kleineren Kämpfen im Norden Chiles bewährte sich die deutsche Kriegskunst vortreflich. Darum wurde der frühe Entschluß gefaßt, diese Congreßtruppen von Nauque und anderen Punkten zu Schiff der Küste entlang in die Nähe von Valparaiso zu bringen und trotz der großen numerischen Ueberlegenheit der dem Präsidenten Balmaine zur Verfügung stehenden Truppen den Angriff auf die wohlbesetzte Hafenstadt zu wagen.

Das bei Valparaiso angreifende Congreßheer war ungefähr nur halb so stark, als das sich in so trefflichen Verteidigungsstellungen sammelnde Heer Balmaine's. Doch besonders adäpten die von Mannlicher-Gewehren bewaffnete Infanterie der Congreßpartei zeigte sich in ihrer deutschen Kampfesweise unübertrefflich. Dasselbe gilt von der Artillerie. Zwar hatten die Congreßtruppen den vielen und zum Theil gewaltigen gewaltigen Geschützen Balmaine's nur 24 Kanonen entgegenzusetzen; aber die von Körner eingeübten Artilleristen übertrafen an Geschicklichkeit ihre Gegner bei Weitem. Aus diesen Gründen wurde die frühe Expedition gegen Valparaiso mit schnellstem und vollständigem Erfolge gekrönt.

Die Chilenen beider Parteien waren gleich tapfer, und auch unter Balmaine's General Barbosa fielen viele Officiere und Soldaten, die schon im ruhmvollen Kriege Chiles gegen Peru und Bolivia wader gekämpft hatten.

Gut bewährt haben sich auch in Chile die Officiere aus Oesterreich-Ungarn. Ueber den Einzug der Congreßtruppen schreibt ein Correspondent aus Valparaiso an die in Buenos Ayres erscheinende „La Plata Post“: „Unter denjenigen Führern der Opposition, welche als die ersten in Valparaiso einzogen, befand sich auch unser Landsmann Oberst Körner. Eine jubelnde Menge hatte sich um die sechs Herren gezogen, welche kamen, die definitive officielle Uebernahme unserer Stadt zu vollziehen. Herr Körner, der in erster Reihe ritt, wurde besonders lebhaft begrüßt und formwährend ertönte fröhliche und begeisterte Rufe „Viva Körner!“ Von allen Seiten regnete es Blumen auf die Sieger herab und der Schreiber dieses hat sich sogar ein Lattischblatt als Erinnerung aufbewahrt, das von schöner Hand auf die Einzelheiten gezeichnet ward, aber sein Ziel verfehlt. Mit Büchern, Fahnen und Bannern waren allenthalben die Häuserfronten drapiert und alle Fenster und besonders alle Balcons waren so von tücherähnlichen Damen und Herren besetzt, daß sie (die Balcons nämlich) fast unter der Last zu schwanken schienen.“

Aus Helgoland.

Man schreibt der Neuen Freien Presse: „Bis jetzt sollen sich nicht mehr als fünfzig Mann der deutschen Kriegsmarine auf Helgoland befinden, was aber gegen die Behauptung, welche die Engländer auf der Insel hatten und die nicht mehr als fünf Mann mit einem Kommandanten stark war, doch schon auffällt. Die demalst auf der Insel befindlichen deutschen Soldaten gehören der Marine-Artillerie an; er sind hübsche, kräftige, junge Leute, denen man es nicht übel nehmen kann, daß sie Abends die im Oberlande befindlichen zwei Langlokalitäten, „Zur hohen Meeresecke“ und „Grünes Wasser“ genannt, gerne besuchen. Vor einiger Zeit fand aber daselbst eines Nachts um 2 Uhr eine arge Schlägerei statt, zu welcher die Besitzerin eines Zingel-Tangels in Hamburg den Anlaß gab. Derselbe traf im ergebnamtem Locale mehrere der Artilleristen, dann begab sie sich in Begleitung mehrerer Holländer und Badegäste, unter denen der Socialdemokrat Stavenhagen sich befand, in das gegenüber gelegene Langlokal „Grünes Wasser“, wo die Gesellschaft an einem Tische Platz nahm. Bald darauf kamen zwei Marine-Artilleristen und wollten sich an denselben Tisch setzen, was die Hamburger dann zu einer Vermehrung veranlaßte, welche von den Artilleristen als beleidigend aufgefaßt wurde und dieselben veranlaßte, mehrere ihrer Kameraden, es sollen ihrer acht gewesen sein, herbeizurufen. Die Soldaten begannen damit, die Beine von den Sesseln abzubringen, worauf sie während der abgelaufenen Gesellschaft loskamen. Einige Verzeze hatten die ganze Nacht mit dem Verbinden von Wunden zu thun. Am schlechtesten kam Stavenhagen davon, indem er mehrere Verletzungen und eine Verfrachtung erlitt. Die Folge war, daß die Soldaten nicht mehr die Langlokalitäten besuchen dürfen und um 10 Uhr im Hause sein müssen, wozu mit einer Trompete das Signal gegeben wird, deren Töne beim Branden des Meeres einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. Eine weitere militärische Erneuerung ist die, daß bei Tage zwei Gensdarmen, mit Säbel und Revolver bewaffnet, auf der Insel patrouilliren. Bei der erwähnten Schlägerei wurde ei-

ner derselben gewetzt, um zu interveniren; er soll dies aber abgelehnt und verlangt haben, man möge ihn in seiner Nachtrabe nicht stören. Daß die Officiere Uniform und Säbel tragen, fällt gleichfalls gegen früher auf.“

Zur Statistik des Selbstmords.

Nach den statistischen Ermittlungen zeigen eben, wie die Geburten, Eheschließungen, Todesfälle u. s. w. in der Häufigkeit ihres Vorkommens je nach der Jahreszeit eine gewisse Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit inne halten, alljährlich auch die Fälle von Selbstmord periodische Schwankungen, eine Erscheinung, die gern zu Gunsten der materialistischen Auffassung der menschlichen Willensfreiheit angezogen wird, indem man den Selbstmord als eine bloße Naturerscheinung, als die Folge eines Naturgesetzes betrachtet, das in der funktionellen Aenderung eines Organs, des Gehirns und dessen Veränderungen, seinen Ausdruck finde, zumal sie auch unter Gefühlsstörungen, also Menschen ohne freie Willensanfertigung, ein Einfluß der Jahreszeit auf die Selbstmordneigung macht. Neben diesen jährlichen Schwankungen in der Häufigkeit ist aber auch ebenso wie eine stetige Zunahme der Zahlen, ein fortwährendes Ansteigen der Selbstmordziffer von Jahr zu Jahr als ganz besonders beunruhigendes Zeichen unserer überreizten Zeit wahrnehmbar geworden, und namentlich sind es die sich alljährlich mehrenden Selbstmorde im Heere, die umso mehr die Aufmerksamkeit politischer Kreise auf sich lenken, als der fernstehende nur allzu leicht geneigt ist, dieselben mit dienstlichen Umständen irgend welcher Art in Zusammenhang zu bringen. Indessen kommen Selbstmorde in allen europäischen Heeren vor und überall häufiger als bei der gleichzeitigen Zivilbevölkerung. Nach einem Vortrage des französischen Militärarztes Conquet auf dem hygienischen Congreß zu London steht von den verschiedenen Heeren Oesterreich-Ungarn mit 143 vollführten und 40 verunglückten Selbstmorden auf je 100,000 Mann Effectivstärke obenan, d. h. ein Fünftel der Gesamtsterblichkeit in dem ganzen Oesterreich-ungarischen Heere wird durch Selbstmord bedingt. Wenn die Biffern des Franzosen richtig sind, so folgt darauf Deutschland mit einem jährlichen Mittel von 67 vollführten u. 10 verunglückten Selbstmorden auf je 100,000 Mann. In demselben ungenügenden Verhältnis stehen die Heere anderer Länder gegenüber Oesterreich-Ungarn in der Selbstmordhäufigkeit zu einer eigenen gleichzeitigen Zivilbevölkerung; es hat im Mittel 6—7 Mal mehr Selbstmorde, während ihre Anzahl in Preußen etwa 4 Mal so hoch ist wie bei der übrigen Bevölkerung. Naturgemäß sind die Selbstmordfälle während der Kriegszeit am häufigsten und nehmen insofern weit mit dem Dienstatte und Dienstgrad ab, doch sind in Frankreich die Unteroffiziere mit einem Fünftel an der ganzen Zahl der Selbstmorde betheiligt und die Officiere halten das Mittel zwischen gewöhnlichen Soldaten und Unteroffizieren. Hinsichtlich der Waffengattung stellt die Infanterie den größten Antheil, dann folgt die Kavallerie, während bei den Genietruppen der Selbstmord sehr selten ist. Als Mittel zur Aufführung wird mit Vorliebe besonders von Infanteristen das Erschießen gewählt, dann das Erhängen und das Ertrinken; dagegen sind Vergiftungen, Ueberfahrenlassen oder Herabstürzen selten; Selbstmord mittels scheidender Instrumente ist häufiger in England und Deutschland, in Frankreich fast unbekannt. Wie unter der Zivilbevölkerung, so bilden auch beim Militär geistige Störungen (25 v. H. aller Fälle) und Lebensüberdruß (20 v. H.) den Hauptanlaß, ferner auch Heimweh (etwa 10 v. H.). In Deutschland, ja in der Selbstmordhäufigkeit von ganz Europa bildet nach Dettingen das Königreich Sachsen ein Selbstmordgebirge, von wo aus nach allen Richtungen der Windrose die Selbstmordziffer sinkt, während sie in Dänemark allerdings noch ein Nebengebirge ausbreitet, ein Nebenschwerpunkt der germanischen Selbstmordneigung.

Sicherlich treten in der Selbstmordneigung ethische Einflüsse zu Tage; so z. B. tödteten sich in Italien die Soldaten aus dem festländischen Theile, aus dem nördlichen, germanisch mehr beeinflussten Ländergebieten (Lombardien, Venetien) weit häufiger, als die von der eigentlichen Halbinsel und besonders den Inseln stammenden. Auch die Jahreszeiten haben einen deutlichen Einfluß; der Sommer führt regelmäßig eine Steigerung herbei, die in heißeren Ländern noch augenfälliger wird. Da auch die Jahreszeiten in den heißen Monaten feucht, so sind für diese Erscheinung weniger soziale Minderverhältnisse als vielmehr psychische Einwirkung als Ursache anzunehmen. Weiß doch Jeder, daß seine Thatkraft und sein Wille in der heißen Sommerzeit leicht erschläft. Im Heere können außerdem auch aus reiner Nachahmungssucht in vereinzelt Fällen die Selbstmorde in auffälliger Weise steigern. Conquet hält unter Anderem strenge Mannszucht, Stärkung des Ehrgefühls mit wohlwollendem Entgegenkommen der Vorgesetzten und stetige Erinnerung an die Allen gemeinsamen patriotischen Pflichten wohl geeignet, die Selbstmordneigung im Heere etwas einzuschränken. Als mehr für französische

Verhältnisse passend empfiehlt er, den Unteroffizieren das Heirathen zu erleichtern und Verletzungen ohne Noth zu vermeiden und erinnert an das berühmte Wort Napoleons, daß der Selbstmord in der Uniform der schimpflichen Flucht vor dem Feinde zu vergleichen sei.

Die Flucht des Prinzen von Preußen 1848.

Man schreibt der „Alln. Zeitung“: Da die Flucht des Prinzen Wilhelm naturgemäß nur in den Contouren bekannt ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, so dürfte eine eingehende Schilderung eines Theiles derselben von Interesse für den Gerichtsschreiber wie auch für den Leser sein. Es handelte sich um die Erkennung des Prinzen in Perleberg. Die Angaben beruhen auf Erzählung zeitgenössischer Augenzeugen, welche letztere zum größten Theil heute noch leben. Prinz Wilhelm war unbeschadet nach Perleberg gekommen und hatte im Hotel „Zur Stadt London“ am hohen Ende, um sich zu erfrischen, Rast gemacht. Ein Sattlermeister aus der Kirchstraße, Nr. mit Namen, geht an dem genannten Gasthaus vorbei, um zu dem Frühtrunk zu gelangen. Er wirft im Vorbeigehen einen Blick auf die Fenster des Hotels und sieht den Prinzen, den er von Angesicht kennt, im Gespräch mit einer anderen Person nahe am Fenster stehen. Nach seiner eigenen Aussage ist er im ersten Augenblicke ganz erschrocken gewesen, dann befiel er sich, ist mit einigen Sätzen beim Frühtrunk und plagt wie eine Bombe unter die Bürger, die beim Bier in hitziger politischer Erörterung sitzen; „Prinz Wilhelm ist nebenan!“ Die Flucht des Prinzen war schon bekannt, doch diese unmittelbare Nähe des Flüchtenden verdrängte die Kleinigkeiten ungenie. Die Gäste, ob man voll oder leer, hielten stehen, binnen einer Minute stand eine Menge Volks vor dem Gasthof Stadt London und mit Blitzeile verbreitete sich die Kunde durch die Stadt. Als die draußen Stehenden mittlerweile im Gasthof Erdmündungen einziehen wollten, ist der Prinz wie weggeblasen. Noch heute sind die Perleberger im Zweifel, wie das Verwinden möglich gewesen ist. Nach einigen weiteren Ueberlegungen machte sich eine große Menge Volks auf den Weg nach Dönhof, dem nächsten Dorf an der Straße nach Hamburg; doch von dem Prinzen sah man nichts mehr. Der Prinz war in der That zu Fuß nach Dönhof gegangen, war dort in das erste beste Haus getreten — es war ein Predigerhaus, — traf Niemand im Hause und ging zum Garten. Der in einer Laube mit seiner Predigt beschäftigte Pfarrer sah verwundert ob der Störung drein, bedauerte kein Fußwerk stellen zu können, da alle Pferde, auch die der anderen Dorfbewohner im Felde seien. Darauf gab sich der Prinz zu erkennen und nummehr der Pfarrer mit seinem hohen Gaste schlüsselt auf die Suche nach einem Fußwerk. Sie fanden einen lahmen Gaul, der nicht mit zur Feldarbeit genommen war, bespannten damit einen Ackerwagen und fort ging die Fahrt nach einem Gute Stavenow (nicht Halgenow) derer v. Boff. Der gerade auf dem Gute amwende Inspektor Erß läßt eine Kutsche bespannen und fährt den Prinzen bis zur medlenburgischen Stadt Grabow, Station der Berliner-Hamburger Eisenbahn. Von dort aus ist der Prinz bis Bergedorf vor Hamburg gefahren und hat von dort bezw. Hamburg die Reise nach England fortgesetzt. Von einem Erkenntnisverden des Prinzen in Perleberg durch die Bezeichnung des Jelleisen kann also keine Rede sein; des weiteren hat der Pfarrer nicht sein eigenes Fußwerk kutschirt, sondern erst ein anderes im Dorf aufgeschickt. Am Volksmund hieß es in den 70er Jahren, der damals als Amtsvorsteher fungierende frühere Inspektor Erß habe ein namhaftes Geschenk für seine Fahrt von dem König Wilhelm bei dessen Thronbesteigung erhalten.

Zwei wichtige Verbesserungen.

In Eugene in Oregon will ein junger Elektriker Namens Crouch das Geheimniß entdeckt haben, die Electricität für die bedienende Mannschaft gefahrlos zu machen. Er ist Elektriker der dortigen Beleuchtungswerke und hat auf einer dort jetzt stattgefundenen Ausstellung einen Dynamo ausgefellt, aus dem er Ströme entnimmt, welche genügende Kraft haben, um ein Vogenlicht von 2000 Kerzenstärke zu entzünden, aber durch den menschlichen Körper gehen, ohne diesen in irgend einer Weise zu schaden, oder eine andere Empfindung hervorzurufen, als die einer lauten Erregung. Die leitenden Drähte bedürfen nach keinem System seiner Isolirung und die Ströme werden auch nicht abgeleitet, wenn sie durch Wasser oder Schlamm gehen. Noch mehr, derselbe Strom kann zu Beleuchtungswecken und zum Telegraphiren benutzt werden. Natürlich das „Wie“ ist noch Crouch's Geheimniß. Nur erklärt er, daß seine Erfindung auf der besonderen Art des Drahtgewindes und der Induktion, und auf dem besonderen Verhältnis der verwendeten Metalle beruhe. Die Benutzung der Electricität als Licht, Stroh- und Triebkraft wird, wie er behauptet, durch sein Dynamo außerordentlich verbilligt werden, und warum sollten sie sich nicht erfüllen? Geschieden doch auf dem Gebiete der Electricität früher ganz ungläubliche Dinge, und will doch Edison, wie kürzlich mitgetheilt wurde, gefunden haben, wie man elektrische Ströme auf nicht isolirten Drähten oder Schienen selbst durch Wasser oder Schlamm leiten

kann, ohne daß sie sich verlieren oder an Kraft einbüßen. Die Electricität billig und gefahrlos — das wäre in der That eine riesige Erfindung, welche den Namen Crouch sofort zu einem hochgeachteten machen würde. Hoffentlich ist diese Nachricht keine verpöbelte saure Gurke.

Nicht minder wichtig ist eine auf dem in Berlin abgehaltenen Stereographen-Congreß von dem Berliner Telegraphen-Director Gustav Jaitz gezeigte Erfindung auf dem Gebiete des Telegraphenwesens, welche man kurz als den Telegraphen bezeichnen kann. Zwar ist diese Erfindung keine neue, denn schon im Jahre 1870 legte Herr Jaitz dieselbe dem obersten Telegraphen-Behörden des preussischen Staates vor, und im Jahre 1871 wurden für den Vorfahrtverkehr zwischen Berlin und Hamburg zwei solcher Apparate aufgestellt und sollen sich als brauchbar erweisen haben. Deshalb trotzdem die Erfindung keine Verwendung im Großen gefunden, bedarf der Aufklärung. Jaitz hat nach der Beschreibung einen wirklichen Fernschreiber hergestellert. Es ist ein Doppel-Apparat, von dessen beiden Elektromagneten der eine nur auf einen Strom von positiver, der andere nur auf einen Strom von negativer Richtung anspricht. Für die Erzeugung der Schriftzeichen wählte Jaitz die Durchlöcherung des Papiers, damit bei eintretendem Bedürfnis sich die Papierbänder sowohl des gebenden, wie empfangenden Apparates sofort zur Weiterverwendung eignen. Auch lassen sich gleich mehrere Papierlagen untereinander durchschlagen und ermöglichen so eine gleichzeitige mehrfache Ausfertigung der Depesche. Ferner hat er ein neues Alphabet erfunden, welches sich durch große Einfachheit auszeichnet und durch verschiedene Gruppierungen von Punkten gewonnen ist; durch Zusammenstellung verschiedener Buchstabenzeichen erhielt er wie bei der Stenographie eine ganze Reihe von „Signalen“. Dadurch wäre in der That eine Steno-Telegraphie, eine Schnelldrachung im weitesten Sinne des Wortes erreicht, welche in den meisten Fällen selbst das Uebertragen der Depesche in gewöhnliche Schrift überflüssig machen würde, denn Kaufleute und Beamte, die viele Depeschen erhalten, würden ohne große Mühe die Kuzschrift erlernen.

Auch hier kam man nur wünschen, daß alle Hoffnungen, die sich an den Apparat knüpfen, sich erfüllen werden. Jedenfalls scheint derselbe einer Erprobung werth. (Zu Stütz.)

Der 50 Jahre alte Louis Stichtenoth in Cincinnati verlor vor drei Monaten seinen erwachsenen Sohn durch den Tod; seinen Gram darüber suchte er durch Trinken zu betäuben; er vernachlässigte seine Arbeit, sank immer mehr und am 28. October hat er seinen Leber mittelst Gift ein Ende bereitet. In einem hinterlassenen, an seine Frau gerichteten Briefe jagte er am Schluffe: „Ich hätte lieber einen ehelichen Solbaten durch Pulver und Blei erlitten, aber das Geld hat nicht mehr gereicht zu einer Pistole. Es ist auch einerlei, denn alle Wege führen zum Himmel.“ In einem Briefe an das „Cincinnati Volksblatt“ ist seine lehrwürdige Verfügung enthalten und bemerkt, daß man seine Leiche dem Seciratsche überantworten möge. Das „Volksblatt“ solle dafür sorgen, daß sein letzter Wille respectirt werde. Ein Bruder des Selbstmörders ist Stadtvorordner in Lauterbach in Oberhessen. Von demselben ist ein Brief eingetroffen, worin er sagt, daß er gerne bereit sei, sich wieder mit seinem Bruder auszusöhnen und bereits Sorge getragen habe, daß in Zukunft der Wolf von seinem Bruders Thüre ferngehalten bleibe. Auch in seinem Testament habe er ihn und die Seinen bedacht.

Berrathene Liebe hat in Grand Rapids in Michigan ein junges Mädchen zu einem Mordverbrechen und zum Selbstmord getrieben.

Albert Walker und Bertha Quail daselbst waren seit längerer Zeit verlobt; befeunungsgedacht heirathete Walker neulich Abends ein anderes junges Mädchen aus der Vorstadt Bemison. Am folgenden Tage lud er die verrathene Braut zu einem Steilbischen am Abend in dem Comptoir der „Rhönitz Furniture Company“, bei welcher er angestellt war, ein, ihr die Nachricht von seiner anderweitigen Verheirathung mitzutheilen. Beide fanden sich zu der bestimmten Zeit ein und taumelte eine Stunde später wurde in der Möbel-fabrik der Knall von zwei Revolvergeschossen vernommen. Walker schwankte mit durchschossenem Handgelenk aus dem Gebäude, während die Quail von herbeieilenden Personen aus einer Schußwunde am Kopfe blutend und auf der Erde liegend aufgefunden wurde. Sie wurde in ihre Wohnung geschafft, starb aber bald darauf. Walker wurde verhaftet und behauptet, daß das Mädchen ihn zuerst in die Hand geschossen und sich dann eine Kugel in den Kopf gejagt habe.